

Von: "Thomas P. Bittner" <habito@t-online.de>
Betreff: Sozialer Wohnungsbau? Was für ein Quatsch
Datum: 20. Oktober 2014 16:48:59 MESZ
An: liste1@habito.de



Das Folgende ist keine persönliche Mitteilung, sondern nur ein Informationsangebot, das ohne Folgen ignoriert (ungelesen gelöscht) werden kann.

Mit freundlichen Grüßen

Thomas Bittner

Für Sie gelesen: <http://www.welt.de/debatte/kommentare/article133443286/Sozialer-Wohnungsbau-Was-fuer-ein-Quatsch.html> (Quelle)

Sozialer Wohnungsbau? Was für ein Quatsch

Von Dankwart Guratzsch

Das Städteplaner-Geschwurbel der letzten Jahrzehnte zeigt, dass man immer noch nicht begriffen hat, was Millionen Menschen in die Städte zieht: "lebensvolle Gebiete", etwas zwischen Kiez und Slum.

Fast klingt es wie ein Hilferuf. "In Wachstumsregionen wie Köln stehen die angespannten Wohnungsmärkte und der knappe bezahlbare Wohnraum momentan ganz oben auf der Agenda. Dafür wird dringend mehr Wohnungsneubau benötigt. Städte entwickeln sich heutzutage allerdings vorwiegend im Bestand. Deshalb ist es entscheidend, die Bürger in Planungsvorhaben einzubeziehen, da diese ihr Lebensumfeld direkt beeinflussen. Es gilt, ihre Potenziale einzubinden, ihre Befürchtungen vor negativen sozialen und städtebaulichen Veränderungen aufzugreifen und eine breite Akzeptanz für Stadtentwicklungsvorhaben zu schaffen."

So stöhnt der Deutsche Verband für Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung in der Einladung zu seiner jüngsten Tagung. Es ist das Lamento in vielen Großstädten – aber dahinter verbirgt sich eine noch nie da gewesene Verunsicherung. Zwar sollen überall neue Wohnungen gebaut werden. Aber die Wohnwünsche der Nutzer stimmen mit den Wunschbildern der Planer nicht überein.

Die orientieren sich noch immer an Lebensstilen und Gesellschaftsmodellen aus den 20er- und 50er-Jahren. Damals ging es um die Wohnung für das Existenzminimum, um die nagelneue Siedlungswohnung mit fließend Warm- und Kaltwasser und mit Zentralheizung, Balkon und Fahrstuhl. Heute wollen alle im Leipziger Waldstraßenviertel oder in Berlin-Prenzlauer Berg, in Hamburg-Ottensen oder der Dresdner Neustadt wohnen.

Diesen Wandel der Weltbilder und Lebensbedürfnisse hat die Planungswissenschaft auf breiter Front verschlafen. Deshalb gehen heute reihenweise Baubürgermeister und Planungsamtschefs bei den "Bürgern" hausieren. An der Spitze Berlins Stadtentwicklungssenator Michael Müller, designierter Regierender Bürgermeister, der mit seiner Veranstaltungsreihe "Gemeinsam Stadt gestalten" geschafft hat, was noch keinem vor ihm gelungen war: Tausende Wunschzettel einzusammeln, auf denen Bürger ihre Idealvorstellung vom städtischen Wohnen skizzieren. Herausgekommen ist bis heute kein einziges neues Wohnquartier. Dafür ist er Klaus Wowereits Nachfolger.

Leipzigs Bürger stimmten mit dem Möbelwagen ab

In Leipzig folgen diesem Vorbild Joachim Lunebach, Leiter des Stadtplanungsamtes, und Stefan Heinig, Abteilungsleiter Stadtentwicklungsplanung, die mit Bewohnern in (wie es heißt) kleinen Arbeitsrunden im Technologiezentrum GaraGe über die "Beziehungen zwischen der aktuell existenten Vielfalt an Wohnformen, Nutzungen und Einwohnerstrukturen und der Lebensqualität in den Quartieren" debattieren.

Verschrobener geht's nimmer. Dabei liegen doch die Wohnwünsche der Bürger in keiner Stadt so offen zutage wie hier! In Deutschlands einstiger Weltstadt der Messe und des Buchhandels, Leipzig, sind nach der Wiedervereinigung 40.000 Menschen von den Randbezirken zurück in die Innenstadt gezogen.

Was erwartet man sich nach dieser Abstimmung mit dem Möbelwagen eigentlich davon, wenn man, wie es in der Einladung der beiden Planer heißt, "mit Blick auf die Zukunft" darüber reden will, "welche Chancen und Risiken sich für die vorhandene Vielfalt und die Qualitäten, also für das Wohnen im Stadtteil, ergeben, wenn die Stadt weiter an

Einwohnern gewinnt"? Will man noch immer nicht glauben, dass die neuen Stadtbewohner "städtisch" wohnen wollen? Will man ein "Risiko"-Bewusstsein in ihnen wecken?

Und nun auch noch Köln. Dreh- und Angelpunkt der Diskussion solle "das Quartier als der Ort sein, wo das alltägliche Leben stattfindet". Ein hehres Vorhaben! "Hier müssen die städtischen Herausforderungen angegangen werden: die Integration und Vernetzung von Akteuren, die Beteiligung der Bürger und Investitionen in Neubau und Wohnumfeld." Mit dieser geschraubten Sprache wird es zweifellos gelingen, auch noch den letzten "Akteur" zur Preisgabe seiner geheimsten Wünsche zu animieren.

Bürgerbefragungen haben schon vor zehn Jahren ziemlich überzeugende Belege dafür erbracht, dass sie – nichts erbringen. So war es dem Deutschen Institut für Urbanistik in Berlin (Difu) schon 2005 gelungen, in einer umfassenden Studie den unerklärlichen Wandel der Wohnwünsche noch unerklärlicher erscheinen zu lassen. Befragt hatte man Bürger in München und Leipzig. Und es kam zutage, was nun auch durch Müllers Publikumsbefragung schlagend bewiesen ist: dass die Leute völlig unvereinbare Vorstellungen vom städtischen Wohnen hegen.

Verlangt wurden und werden: mehr Parkplätze, mehr Grün. Mehr Party, mehr Ruhe. Mehr Grillplätze, mehr Frischluft. Mehr Flüchtlingscamps, mehr Ordnung. Mehr Freiflächen, mehr Wohnungen. Mehr Schrebergärten, mehr Straßen. Nur in einem Punkt stimmen alle noch so gegensätzlichen Wunschzettelverfasser überein: Sie wollen in "lebensvollen Gebieten" wohnen, wobei "hohe Wohndichten" offenbar das geringste Hindernis bilden. Genau dies hatte die amerikanische Soziologin Jane Jacobs schon in den 60er-Jahren erkannt und die bis heute das Planungsestablishment zur Weißglut bringende Einsicht gewonnen: "Die überfüllten Slums der Planungsliteratur sind lebensvolle Gebiete mit hohen Wohndichten."

Jacobs wollte damit sagen, dass ihre Fachkollegen Planungswissenschaftler die menschliche Natur gründlich verkannt hatten, dass sie mit der Gleichsetzung von städtischer Dichte und "Slum" eine Unsinnbehauptung aufgestellt hatten, dass der missionarische Gedanke der Auflockerung von Siedlungsstrukturen, wie ihn die architektonische Moderne in den 20er-Jahren entfaltet hatte, an den tatsächlichen Wohnwünschen der Menschen von Anfang an vorbeiging. Sie wurde nicht gehört.

Und jetzt – ein halbes Jahrhundert später – ist guter Rat teuer. Denn der Trend zur Rückkehr in die Innenstädte hat sich wider alle Verheißungen vom Wohnglück auf dem Lande auf unwiderstehliche Weise Bahn gebrochen. Und die Planungsliteratur ist Makulatur.

Tucholsky: "Vorn die Ostsee und hinten die Friedrichstraße"

Eigentlich, so müsste man aus dem Ansturm auf die "Kieze" folgern, ist damit alles klar. Die Leute wollen in dichten, lebendigen, "urbanen" Quartieren mit Blockrandbebauung, grünen Höfen, grünen Plätzen, Balkonen, Fahrstühlen, Kneipen, Läden wohnen. Sie haben offenbar weit schneller begriffen als die dazu berufenen Planer, dass sich die Zeiten gründlich geändert haben. Aufgelockerte Siedlungen, das heißt im aufgeklärten 21. Jahrhundert: lange Wege zur Arbeitsstätte, zum Shoppingcenter, zur nächsten Eckkneipe, zum Kindergarten, zur Schule. Es heißt womöglich Ärzte- und Krankenhausmangel, kein Postamt, zwei Autos pro Familie. Dann doch lieber die Stadt!

Dass die "Neu-Städter" im urbanen Gefüge trotzdem nicht auf die Erfüllung gegensätzlicher Wünsche verzichten wollen, ist menschlich. Und auch gar nicht neu, schon der Dichter Kurt Tucholsky hat das auf die unwiderlegliche Formel gebracht: "Vorn die Ostsee und hinten die Friedrichstraße." Es ist nicht "retro" oder altmodisch, darauf hinzuweisen, dass der "klassische" Wohnungsbau genau das auf geniale Weise verbindet und gerade darum so magnetisch anziehend auf die neuen "Urbaniten" wirkt.

Er belässt jedem Haus und jedem Bewohner seine Individualität, verkürzt die Wege, schafft einen lebendigen Mix von städtischen Funktionen auf engstem Raum, reduziert den Verkehr, bündelt ihn auf die Straßen und hält die Höfe als grüne Refugien von aller weltlichen Betriebsamkeit frei. Wie kühn, wie human, wie prophetisch dachten die großen Planergestalten des 19. Jahrhunderts von Haussmann bis Hobrecht, dass sie ihre Planungen für die europäische Stadt schon vor 150 Jahren an dieser Matrix ausrichteten!

Auf Bürgerbefragungen haben sie dabei nicht zurückgegriffen. Sie hatten die Vision des – wie man heute sagen würde – zukunftsfähigen, nachhaltigen Städtebaus im Kopf. Sie brauchten auch nicht die große Oper vom sozialen Wohnungsbau anzustimmen. Ihre Städte waren, was sie heute noch sind: menschlich.